

Katia Frey und Eliana Perotti (Hg.)

Theoretikerinnen des Städtebaus

Texte und Projekte für die Stadt

Reimer

Politisch, unordentlich, sinnlich. Anstöße und Beiträge von Schweizer Frauen zum Städtebau

Inge Beckel

Stadtplanerinnen oder Städtebauerinnen gab es in der Schweiz bisher eigentlich nicht. Doch haben sich sowohl Fachfrauen aus Architektur und Politik als auch Laiinnen, allesamt Stadtnutzerinnen, zu städtebaurelevanten Aspekten geäußert. Und vor allem haben sie, direkt oder indirekt, auf stadträumliche Diskussionen und damit Entscheide von Behörden ein- oder verantwortlich daran mitgewirkt. Diesen Spuren soll hier nachgegangen werden, anhand von Texten, die von Architektinnen verfasst wurden, sowie anhand von konzipierten wie realisierten städtebaulichen Entwicklungen.

Geringe Sichtbarkeit

Schaut man sich herausragende Symbole gebauter Städte an oder fragt nach der Sichtbarkeit von Entscheidungsträgern und Stadtgestaltern, so sind von Frauen nur wenige Spuren zu finden. Gehen wir nun davon aus, dass Einfluss und Macht oft mit Besitz gekoppelt sind, verwundert dieser Befund nicht: Nur ein Prozent des Grund und Bodens weltweit gehört Frauen.¹ Obwohl diese Erhebung schon über zehn Jahre alt ist, macht der Anteil der Frauen am Bodenbesitz heute weltweit wohl nur unwesentlich mehr aus als um die Jahrtausendwende. Fakt ist, dass die „restlichen“ 99 Prozent Grund und Boden Männern oder der Allgemeinheit gehören, wobei es in der Regel erstere sind, die über Nutzung, Rendite sowie Gestaltung von der Allgemeinheit zuzurechnenden Anteilen verfügen. Nicht nur auf der Besitzerseite sind Männer dominant – auch im Bereich der Planung, Stadtgestaltung und Städtebauthorie. Dies zeigen die Autoren- respektive Herausgebernamen jüngerer Schweizer Publikationen zur Stadt – exemplarisch genannt seien die 2003 erschienenen *Stadtland Schweiz*, herausgegeben von Angelus Eisinger und Michel Schneider, oder *Neue Urbanität*² von der ETH Zürich. Von 2004 datiert die historische Betrachtung *Städte bauen*,³ wiederum von Eisinger, von 2006 *Die Schweiz – ein städtebauliches Portrait* von

Roger Diener, Jacques Herzog, Marcel Meili, Pierre de Meuron und Christian Schmid, aus 2007 *Städtische Dichte*⁴, herausgegeben von Vittorio Magnago Lampugnani, oder aus 2008 *Dezentrale Besiedlung*⁵ von David Frey.

Der große Maßstab, die Makroebene gehört Männern. Und die Ebene der Symbole. Denn ob es sich um die auf einem Hügel Istanbuls thronende Süleyman-Moschee aus dem 16. Jahrhundert handelt oder den anlässlich der Weltausstellung von 1889 errichteten Eiffelturm zu Paris, um die unvollendete Kirche der Sagrada Familia (1903–1926) in Barcelona oder das Sydney Opera House (1956–1972) auf Bennelong Point, der markanten Landzunge im Hafen Sydneys, oder um das Guggenheim-Museum (1993–1997) in Bilbao – hinter all diesen symbolträchtigen Bauten steht ein Mann: der osmanische Baumeister Sinan, der Ingenieur Gustave Eiffel, die Architekten Antoni Gaudí, Jørn Utzon und Frank Gehry. Für das ‚Vogelnest‘-Stadion, Emblem der Olympiade 2008 in Peking, zeichneten die Schweizer Herzog und de Meuron verantwortlich. Es sind dies Wahrzeichen, *landmarks*; ihre Bedeutung reicht weit über den unmittelbaren physischen Standort hinaus. Derlei Gebäude repräsentieren die Stadt, in der sie stehen, manchmal sogar das ganze Land. Die einzige Frau, die bisher als Alleinunternehmerin internationale Highlights realisieren konnte, ist die Exil-Irakerin Zaha Hadid, deren 2002 eingeweihte Bergisel-Schanze hoch über Innsbruck längst zum neuen Tiroler Wahrzeichen avancierte.

Verdrängung – und graduelle Rückeroberung

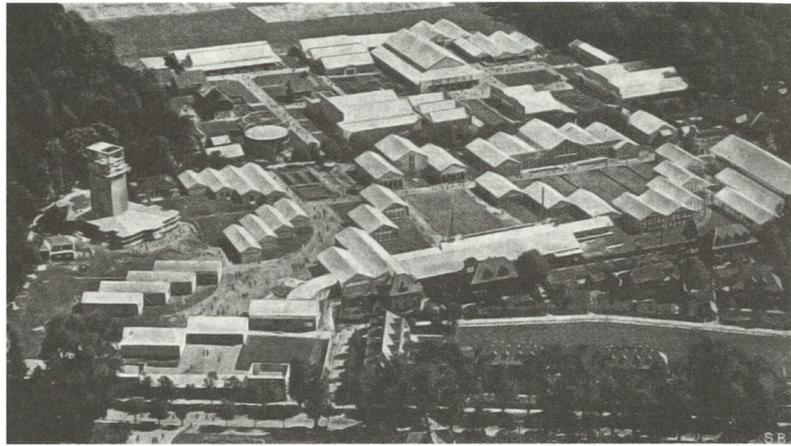
Je größer also der Maßstab, desto weniger Frauen sind in Städtebau und Planung sowie ihrer Theorie anzutreffen. Dieser Grundsatz gilt auch noch heute. Doch nicht nur als Akteurinnen, ebenso als Nutzerinnen ist ihre Partizipation am öffentlichen Raum weltweit nicht immer garantiert, früher wie heute. Auch für die Schweiz galt, so die Historikerinnen Monika Imboden und Franziska Meister, dass im Zuge der Industrialisierung Ende des 19. und bis ins 20. Jahrhundert hinein Frauen in den größeren, dazumal stark wachsenden Städten als Teilhaberinnen des öffentlichen Raums mehr und mehr verdrängt wurden. Am Beispiel des Zürcher Chratzquartiers, vormalig gelegen zwischen Limmat und heutiger Bahnhofstrasse, zeigen die Historikerinnen dessen Umwandlung vom durchmischten Wohn- und Arbeits- zum exklusiven Repräsentations- und Geschäftsviertel auf. Hierbei wurde die Mehrzahl der sichtbaren, im öffentlichen Raum agierenden Frauen zusehends ins Private zurückgedrängt. Der alte Fröschengraben etwa war vor dessen Zuschüttung ein Wasch- und Treffpunkt der Frauen aus der Umgebung. Und „kaum hatten sich die Frauen auf den Waschschiffen in der Limmat neu eingerichtet, beschlossen die Stadtplaner, just an jener Stelle die neuen Stadthäuser zu errichten.“⁶ Um 1900 aber, als die ersten Kaufhäuser in Zürich errichtet wurden, waren es jene halböffentlichen Orte, wo sich jedenfalls bürgerliche Frauen alleine hinbegeben durften, so die Historikerinnen weiter, und damit zuerst halböffentliche und zusehends auch öffentliche Räume schrittweise zurückeroberten.

Etwa zur gleichen Zeit zogen die ersten Frauen alleine und als selbstständige Individuen in die Städte. Zuvor hatten diese in der Regel ledigen Frauen im Rahmen ihrer Herkunftsfamilien gewirkt, hatten auf dem bäuerlichen Hof des Vaters oder Bruders geholfen, ihre Eltern gepflegt oder ihre Schwestern oder Schwägerinnen im Großhaushalt unterstützt. Nun war es ihnen als Sekretärinnen, Wäscherinnen, Gouvernanten oder Hotelangestellte möglich, fernab von Großfamilien ein eigenständiges, autonomes und selbstbestimmtes Leben zu führen. Anfangs lebten sie in der Stadt meist zur Untermiete. In der Zwischenkriegszeit des 20. Jahrhunderts jedoch wurden hierzulande die ersten Wohnheime für alleinstehende Frauen und teilweise auch für Männer errichtet: beispielsweise das Haus „Zum neuen Singer“ aus den Jahren 1927–1929 in Basel von Paul Artaria und Hans Schmidt oder verschiedene Bauten der ersten selbstständig tätigen Architektin der Schweiz, Lux Guyer. Guyer setzte sich zeitlebens für moderne, adäquate Wohnmöglichkeiten für Frauen ein, die ein selbstbestimmtes Leben führen wollten, sei es als Familienfrau oder als Alleinlebende.

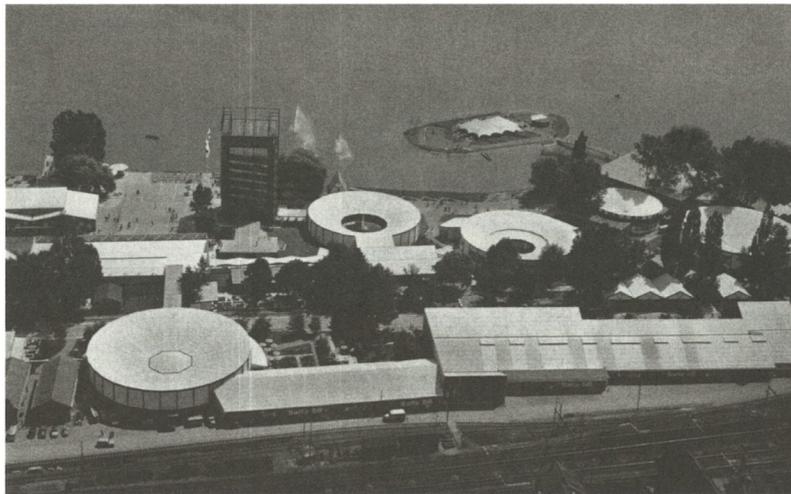
Ephemere Stadtensembles

Als erste ‚greifbare‘ städtebauliche Ensembles von Frauenhand gelten die Saffas, die beiden temporären Schweizerischen Ausstellungen für Frauenarbeit. Die erste wurde im Jahre 1928 in Bern durchgeführt, Chefarchitektin war die erwähnte Lux Guyer. Die zweite Saffa wurde 1958 in Zürich veranstaltet, Chefarchitektin war nunmehr Annemarie Hubacher-Constam.

Da die Ausstellungen nur für wenige Wochen konzipiert waren, arbeiteten beide Architektinnen mit marktgängigen Zeltelementen. Guyer ordnete mehrere längliche, zueinander versetzte, stets aber parallel gestellte Zelthallen zu kleinen Clustern, die verschieden geartete Außenräume und Höfe schufen. Dabei reihte sie diese im nordöstlichen Teil des Geländes entlang eines orthogonal aufgestellten Rasters an, während das städtebauliche Muster der Wege gegen Südwesten freier, teilweise organisch angelegt war. „Der Entwurfsplan lässt erkennen, wie sorgfältig die Bauten in das abschüssige Terrain eingepasst sind, wie aus Umriss und wechselnden Höhen ein ganz besonderer Effekt herausgeholt ist, immer dem Leitgedanken einer guten Orientierbarkeit untergeordnet“, meinte Hans Bernoulli im *Werk* lobend.⁷ Dreißig Jahre später gruppierte Hubacher-Constam ihre Zelthallen, die sie teilweise im Kreise aufstellen ließ, entlang des linken Zürcher Seeufers, wobei eine kleine Inselaufschüttung noch heute den Namen Saffa-Insel trägt. Ihre städtebauliche Setzung war primär pragmatisch bestimmt, musste sie die Bauten doch auf ein schmales Gelände zwischen Seeufer und Eisenbahnlinie platzieren, mit einer großen offenen Wiese gegen Nordosten und dem baulichen Schwerpunkt im Süden. Generell waren die einzelnen Stationen der Ausstellung als durchgehender Weg angeordnet – sinngemäß eine Art Straßendorf –, wobei die Architektin selbst die Reihung ihrer Bauten als „reizvoll ins Moderne übersetzten Bazar von Istanbul“⁸ bezeichnete. Während Hubacher-Constam der Typus des Straßendorfs vorschwebte – oder ein Basar –,



Gesamtansicht der Ausstellung Saffa 1928 in Bern, Chefarchitektin Lux Guyer



Luftansicht der Ausstellung Saffa 1958 in Zürich, Chefarchitektin Annemarie Hubacher-Constan

hatte Guyer mehr in flächigen, verwobenen Stadt-Räumen gedacht, die in der Tradition von Camillo Sittes *Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen* von 1889 stehen. Überraschung in der Wegführung, Stadtplätze unterschiedlichen Charakters und atmosphärischer Wechsel waren dabei tragende Gedanken.

Wohnbaufragen

Im Werkverzeichnis Lux Guyers finden sich zahlreiche Wohnbauten. Einfamilienhäuser gehören dazu; doch können in der knapp sechzig Objekte zählenden Auflistung ihrer Arbeiten in einer ihr gewidmeten Monographie⁹ insgesamt acht Bauten oder Bauensembles – somit stolze 14 Prozent – unter der Kategorie Kollektivwohnhäuser subsummiert werden. Es sind dies Wohnbauten, wo Menschen außerhalb der bürgerlichen (Kern-) Familie in Gemeinschaft zusammenleben: Alters- und Ferienheime, besonders aber jene Häuser, die ein eigenständiges Wohnen für alleinlebende Frauen ermöglichen. Bereits 1930 hatte Guyer geschrieben: „Kleinwohnungen für Frauen, die ich damals erstellte und heute wiederum auf genossenschaftlicher Basis baue, waren in der Idee und vorsätzlich in jungen Jahren schon geplant, als ich alle diese einschneidenden Wohnprobleme unserer Zeit besonders in Paris und London blutig miterlebt hatte.“¹⁰

Guyer war und ist bis heute wohl die Architektin, die hierzulande erklärtermaßen am meisten für Alleinlebende gebaut hat, auch wenn inzwischen ein Großteil aller Wohnungen – unterschiedlicher Abmessungen – generell von Alleinstehenden bewohnt wird, ohne dass sie speziell als solche konzipiert worden wären. Jüngere Beispiele von expliziten Frauenwohnhäusern finden sich in der Schweiz nicht, während demgegenüber etwa in Wien kürzlich ein Wohnkomplex von und primär für Frauen realisiert wurde, ein Vorhaben des Vereins „ro*sa“.¹¹ Hier bieten sich gerade für jene in den Statistiken als Einzelhaushalte geführten Stadtbewohnerinnen Möglichkeiten der Gemeinschaft oder des spontanen Beisammenseins, auch wenn man den eigenen Haushalt alleine bestreitet.

Guyers Bemühungen zielten auf sehr unterschiedliche Lebensrealitäten von Frauen. Neben den alleinstehenden Frauen baute sie für Studentinnen und junge Frauen in Ausbildung. Eine weitere Zielgruppe waren unverheiratete Mütter mit Kindern. Sie projektierte beispielsweise in Arbeitsgemeinschaft mit Otto Dürr Kleinwohnungen, die verschiedene Formen des Zusammenlebens von Frauen mit Kindern hätten ermöglichen sollen; das Projekt kam nie zur Realisierung.¹² In räumlich um einen Hauptraum von Gemeinschaftseinrichtungen wie Küche und Aufenthaltsbereichen zentrierten Ensembles hätten sich sowohl Einzelzimmer als auch Gruppen von Zwei- bis Vierzimmer-Einheiten befunden. Auch von ihren Einfamilienhäusern ist bekannt, dass die Architektin die Grundrisse derart gestaltete, dass eine Hausfrau bei der Hausarbeit in der Küche Kleinkinder beim Spielen im Auge behalten konnte, dass generell die Anordnung der Räume dergestalt war, Hausfrauen im Alltag möglichst zu unterstützen. Guyer machte Frauen zu Akteurinnen des eigenen Lebens, deren Lebensrealitäten sich in der gebauten Umwelt wiederfinden sollten.

Vielfalt gesellschaftlicher Realitäten

Generell ist die Wohnungsfrage wohl Frauensache – so jedenfalls erklären dies Ulla Terlinden und Susanna von Oertzen in ihrer Publikation von 2006.¹³ In der Schweiz haben sich nach Lux Guyer auch andere Architektinnen Gedanken zum Wohnen

insbesondere von Alleinstehenden gemacht, beispielsweise Berta Rahm in einem Beitrag von 1950 (Anhang). Dort ging es Rahm grundsätzlich darum, ein ausreichendes Angebot an Wohnungen für jene Haushalte zu schaffen, die nicht der Normfamilie mit Eltern und zwei oder drei Kindern entsprachen. Vielmehr zielte ihre Argumentation auf sogenannte „unvollständige Familien“: „verwitwete, geschiedene oder unverheiratete Frauen mit eigenen oder Adoptivkindern, Großmütter mit Enkeln, Geschwister, Vater mit Tochter oder Sohn sowie Freundinnen, Studienkameraden, Arbeitskollegen, die es vorziehen, als Wohnpartner zusammen zu hausen, sei es, um der nicht immer leicht zu tragenden Einsamkeit zu entfliehen, sei es, um die Lebenskosten und Haushaltarbeiten zu verringern“.¹⁴

Die Architektin hatte bei ihrer Kritik, es werde zu wenig für Alleinstehende und „unvollständige Familien“ getan, primär Siedlungen aus der Zeit des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg im Auge. Auch bei Neubausiedlungen werde oft nicht an jene gedacht, so Rahm, die ihre ganze Arbeitskraft den Siedlungsbewohnern zur Verfügung stellen: Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen, Fürsorgerinnen, Krankenschwestern, Filialeiterinnen oder Verkäuferinnen, deren finanzielle Möglichkeiten in der Regel noch geringer seien als jene männlicher Alleinlebender. Dabei stellte sie Schweizer Verhältnisse jenen in Ländern wie Holland, England oder in Skandinavien gegenüber, wo sehr viel mehr für diese Bevölkerungskreise getan werde.

Einen weiteren Baustein zur Wohnungsfrage griff 1959 Beate Schmitter auf, als sie in einem *Werk*-Beitrag¹⁵ Chancen und Risiken des Wohnungs- oder Stockwerkeigentums thematisierte, das sie befürwortete und das in der Schweiz 1965 rechtskräftig wurde. Denn wie vorgängig ausgeführt, bedeuten Besitz an Grund und Boden – wenn auch als Stockwerkeigentum „in die Luft gehobener“ Boden – die Möglichkeit der Einflussnahme auf Faktoren wie Nutzung, Gestalt oder gar Preisentwicklung von Wohnraum und damit indirekt von öffentlichem Raum.

Beschränkte Bewegungsfreiheit

Visuell geben Karten oder kartografische Darstellungen Städte in ihrer Ganzheit wieder. Sie transportieren Fakten wie den Verlauf von Straßen, die Anordnung von Häusern und Plätzen. Diese wiederum basieren auf Feldforschungen und Vermessungen, also wissenschaftlichen Daten. Die Wahl der dargestellten Fakten – respektive das Weglassen der andern – spiegelt indirekt jedoch auch persönliche Interessen und Werthaltungen wider. So zeigt die Straßenkarte des TCS (Touring Club der Schweiz) primär das Wegenetz für den motorisierten Privatverkehr. Eine Meereskarte blendet Länder und Kontinente als weiße Flecken aus, während Tiefe und Beschaffenheit des Meeresgrunds detailliert beschrieben werden.

Der Stadtforscher Kevin Lynch ließ Mitte des 20. Jahrhunderts sogenannte mentale Karten erstellen: Er forderte Bewohner und Bewohnerinnen verschiedener Quartiere in amerikanischen Städten auf, jene Orte aus ihrem Alltag festzuhalten, an die sie sich erinnerten. Da findet sich etwa der Kiosk mit den Süßigkeiten auf dem Schulweg, das Wirtshaus, das abends nach Arbeitsschluss frequentiert wird, oder

das Haus des Klavierlehrers. Darauf aufbauend, ließ Dolores Hayden Menschen aus unterschiedlichen Schichten ihre täglichen Aktionsradien aufzeichnen. Während beispielsweise die Karte einer weißen Mittelschichtsfrau, die in Westwood, Los Angeles, wohnt, von Long Beach bis ins San Fernando Valley über mehrere Autostunden reicht, umreißt die Skizze eines Latino aus Boyle Heights nur Straßen des eigenen Quartiers.¹⁶ „Trotz Volksabstimmungen und Meinungsumfragen kennen die ‚Entscheider‘ das Verhalten und die Meinung der Bürgerinnen und Bürger nur sehr schlecht. Die Entscheider neigen dazu, ihr eigenes Verhalten (oder besser dessen verzerrte Wahrnehmung) als das allgemein übliche Verhalten zu erachten. Dabei repräsentieren sie lediglich die Minderheit der erfolgreichen Männer im ‚besten Alter‘“¹⁷, meinte der Verkehrsingenieur Willi Hüsler in den 1990er Jahren.

Im Laufe des 20. Jahrhunderts wagten sich mehr und mehr Frauen aus ihren Wohnungen hinaus in den öffentlichen Raum. Gleichzeitig bestritten mehrheitlich Frauen den zivilen Alltag, zu Hause und außerhalb, als ihre Männer während der beiden Weltkriege im frühen 20. Jahrhundert im Dienst waren. Nachdem der Krieg 1945 zu Ende war und die unverletzten Männer wieder zu ihren Familien zurückgekehrt und nunmehr auf der Suche nach Erwerbsarbeit waren, verschwanden viele dieser Frauen wieder im Privaten. Es war die Zeit, als Christian Dior den New Look prägte, eine Mode, die mit Wespentaille und schmalen Schultern einen sogenannten neuen Feminismus propagierte. Die Zeit weiblichen Anpackens war vorbei, gefragt war nunmehr wieder das zarte Wesen, die Mutter und Muse.

Sicherheitsfragen

Im Nachgang von 1968 ließ sich die Mehrheit der Frauen jedoch nicht mehr zurückhalten, sie drangen auf zunehmend breiter Ebene in Universitäten, ins Arbeitsleben und in öffentliche Räume ein. Heute sind Frauen in der westlich geprägten Welt aus der Öffentlichkeit nicht mehr wegzudenken – auch wenn sie keineswegs eine gleichberechtigte Normalität darstellen. Doch da die Mehrheit der Frauen diese Sphären und mit ihnen den öffentlichen Raum zu nutzen und zu bespielen nicht wirklich erlernt hatte, fühlten sie sich als Individuen anfangs unsicher, sie tasteten sich auf Neuland voran. Fragen der Sicherheit – der physischen wie der psychischen – rückten in den Vordergrund.¹⁸ Als in den frühen 1990er Jahren beispielsweise in Zürich der Verein Frauenlobby Städtebau gegründet wurde, geschah dies nicht auf Initiative von Fachfrauen aus Architektur oder Planung – nein, es war das Team vom Nottelefon für vergewaltigte Frauen, das eine Veranstaltungsreihe zum Thema „Frauen im öffentlichen Raum“¹⁹ organisiert hatte.

Aufgrund dieser Aktion ist 1991 die Frauenlobby entstanden. Denn muss eine Frau beispielsweise auf dem nächtlichen Heimweg einen Umweg von einer halben Stunde in Kauf nehmen, um eine für sie gefährliche Unterführung zu meiden, beeinträchtigt dies ihre Lebensqualität. In Bern wurde 1992 die Arbeitsgruppe Berner Architektinnen und Planerinnen²⁰ gegründet, zwei Jahre später der gesamtschweizerische Verein P, A, F. Planung, Architektur, Frauen. Zahlreiche oberirdische

Fußgängerstreifen auch über stark frequentierte Straßen – wie beim Zürcher oder beim Berner Hauptbahnhof – oder in der Nähe der Eingänge von Parkhäusern liegende Frauenparkplätze können als Erfolge von Bemühungen dieser Gruppen gelten. Gleichzeitig gab es Frauen, die als Einstieg in planerische Fragen nicht den „Umweg“ über Sicherheitsfragen wählten, sondern sich direkt einbrachten, so etwa eine Gruppe von Berner Fachfrauen – Gisela Vollmer, Ulrike Brocza, Nathalie Herren, Marianne Röthlisberger, Dominique Plüss (mit Ulrich Seewer) –, die sich Gedanken über Wege von Frauen in einer Berner Agglomerationsgemeinde machte.²¹

Generell erfolgte der konkrete, physisch greifbare Einstieg von Frauen als Akteurinnen im Bereich Städtebau über das Kleinmaßstäbliche. Nach der Wohnungsfrage war der nächste städtebaurelevante Aspekt demnach primär jener der Sicherheit. Nachdem in Deutschland schon in den 1980er Jahren zahlreiche Studien und Publikationen zu Frauen in öffentlichen Räumen und zu Fragen ihrer Sicherheit erschienen waren, datieren sie in der Schweiz aus den frühen 1990er Jahren. 1991 wurde *Sicherheit im öffentlichen Raum. Städtebauliche und planerische Maßnahmen zur Verminderung von Gewalt*²² publiziert, 1993 *Der öffentliche Raum in Basel – auch für Frauen?*²³ sowie die aus der Arbeit der Zürcher Frauenlobby Städtebau hervorgegangene Publikation *Frau. Stadt. Angst. Raum*.²⁴ Die Autorinnen²⁵ interessierten sich primär für die Frage, wie frei sich Frauen in der Stadt Zürich bewegten – und handelten diese, mitunter über Befragungen, an drei Quartieren ab: Wiedikon, Riesbach und die Grünau.

Verhandlungsfragen

Gemäß der Homepage lautet das Ziel der P,A,F.,²⁶ die Gleichstellung von Frauen in allen Bereichen und auf allen Ebenen der Architektur, Planung und Ausführung zu fördern. Das Ziel wurde 1994 formuliert. Nun ging es an die Umsetzung. Dabei ist der Antritt der promovierten Chemikerin und SP-Politikerin Ursula Koch 1986 als Vorsteherin des damaligen Hochbauamtes II der Stadt Zürich, des heutigen Hochbaudepartements, durchaus relevant. Obwohl Koch mit dem Slogan „Die Stadt ist gebaut“ schweizweit bekannt wurde – gemeint war, dass Stadtwachstum nicht über Expansion, sondern durch Verdichtung zu bewerkstelligen sei; ein Leitsatz wohl-gemerkt, der 2012 in der eidgenössischen Raumplanungsrevision einen zentralen Gedanken darstellt –, sind ihre Leistungen als Zürcher Stadträtin wohl insbesondere in den Kooperationsbemühungen mit der Eigentümer- wie Nutzerseite von großen Bauvorhaben zu suchen.²⁷

So hat sie in den 1990er Jahren das ehemalige Firmengelände der ABB in Zürich Oerlikon planerisch und politisch aus seiner Industrievergangenheit in eine postindustrielle Zukunft geführt – wohl-gemerkt in Verhandlungen mit Edwin Somm, dem damaligen Vorsitzenden der Geschäftsleitung von ABB Schweiz. „Aus der Sicht der ABB handelt es sich bei der Fallstudie Zentrum Zürich Nord um ein äusserst bemerkenswertes, wegweisendes Projekt. Dies [...] weil sich die ABB bereits seit längerer Zeit Gedanken macht, wie ihre grossen Industrieareale in Zukunft für alle Beteiligten

sinnvoll genutzt werden können“²⁸, lobte Somm die Zusammenarbeit. Koch ihrerseits meinte: „Architekturqualität verlangt: einen Diskurs, eine Auseinandersetzung, zuallererst eine Bauherrschaft, die sich dem Raumsinn verpflichtet fühlt und dies in einer vorbildlichen Baugesinnung zum Ausdruck bringt [...], dazu eine Öffentlichkeit, die diese Auseinandersetzung um Architekturqualität zu führen gewillt ist und sich daran beteiligt.“²⁹ Gute Architektur ist damit nicht ausschließlich der „Genialität“ einzelner Architekten geschuldet, sondern wird letztlich zum Ausdruck einer wie auch immer gearteten Teamarbeit, in der Akteurinnen und Akteure, zuweilen gar aus der späteren Nutzerschaft, von Seiten der Behörden, Bauträgerschaften und der Planenden involviert werden.

Koch blieb bis 1998 im Zürcher Bauamt. In demselben Jahr trat Regula Lüscher ein, nunmehr als leitende Architektin respektive Stadtplanerin. Zusammen mit Franz Eberhard, seit 1997 Direktor des Amts für Städtebau, entwickelten sie Zürich mittels sogenannter kooperativer Entwicklungsplanungen weiter, die über die Stadtgrenzen hinaus Beachtung fanden. Entsprechend wurde Lüscher 2007 als Senatsbaudirektorin nach Berlin berufen, wo sie noch heute tätig ist.³⁰

Lebenswert für möglichst alle

In der Westschweiz ist es Ariane Widmer Pham, die als Projektleiterin des sogenannten SDOL, Schéma directeur de l'Ouest lausannois, wirkt. 2001 haben sich neun Gemeinden um Lausanne Westen zusammengetan, um das Gebiet, dessen politische Grenzen heute räumlich weder sicht- noch spürbar sind, mittels einer Richtplanung gemeinsam und koordiniert zu entwickeln.³¹ Es sind dies die Gemeinden Bussigny, Chavannes, Crissier, Ecublens, Prilly, Renens, St-Sulpice, Villars-Ste-Croix sowie Lausanne. Für ihre Bemühungen erhielten sie 2011 den Wakkerpreis des Schweizer Heimatschutzes: „für ihr koordiniertes Vorgehen bei der Gebietsentwicklung, beim Aufwerten der bestehenden Wohnsituationen und beim Schaffen einer gemeinsamen Identität, womit sie die Qualitäten ihres Gebiets wieder in den Vordergrund rücken.“³²

Ein Charakteristikum beim Vorgehen einer Ursula Koch, Regula Lüscher oder Ariane Widmer Pham ist es, dass sie nicht einzelne Bauwerke ins Zentrum ihrer Bemühungen stellen, sondern den Weg zu einer guten, lebenswerten Umgebung – und zwar für möglichst viele Beteiligte –, also die Verhandlungs- und Bauprozesse dahin zum eigentlichen Ziel einer Planungstätigkeit erklären. Werden nun aber nicht vorrangig prestigeträchtige Häuser ins Zentrum gestellt, sind es nicht allein die Gestalter und Architektinnen, die zum Erfolg einer guten Baukultur beitragen – es sind ebenso die Politikerinnen und Behörden,³³ die Verantwortlichen der Bauträgerschaften und von Quartier- oder anderen Vereinen.

Auch auf Seiten der (passiven) Nutzerschaft – seien es die späteren Bewohner oder Leute aus der Umgebung, die den Ort regelmäßig passieren – soll eine breite Palette von Kriterien oder Qualitäten berücksichtigt werden. Hierzu zählen sicherlich Aspekte der Sicherheit, wie dargelegt. In der Publikation *Frauen mischen mit* von



Lausanne Ovest, Projektleiterin Ariane Widmer Pham, ausgezeichnet mit dem Wakkerpreis 2011 des Schweizer Heimatschutzes

Barbara Zibell und Anke Schröder beispielsweise werden im Anforderungsprofil einer deutschen Stadt an den öffentlichen Raum hinsichtlich Sicherheit Kriterien wie Helligkeit, Übersichtlichkeit und Orientierung genannt.³⁴ Oder es geht um den Faktor von bezahlbarem Wohnraum als Bestandteil einer guten Stadt.³⁵ Gerade im genossenschaftlichen und gemeinnützigen Wohnungsbau, der ja bezahlbaren Wohnraum zum Ziel hat, wirkten in den letzten Jahren in der Stadt Zürich viele Frauen mit, haben doch mehrere Büromithaberinnen und einige alleinige Unternehmerinnen Wettbewerbe gewonnen.

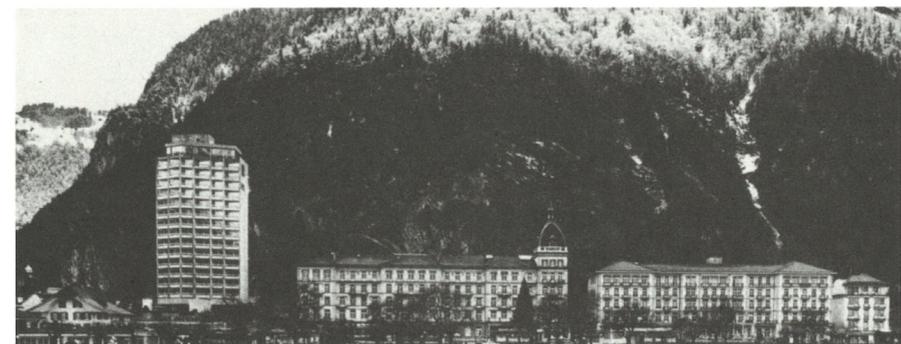
Derlei Städtebau, basierend auf kooperativen Entwicklungsplanungen, verfolgt keine Politik der Leuchttürme oder Wahrzeichen, sondern die eines Gewebes, wobei möglichst viele Stadtbewohner oder Stadtakteurinnen an mindestens einer der vielen Themen partizipieren oder sich daran erfreuen können sollen. „Dass für die Gestaltung des ‚Gemeinwesens Stadt‘ nicht nur Architekten und Stadtplaner verantwortlich zeichnen, sondern auch die Mitwirkung von Politikern, Verwaltungen, Unternehmern und aller Bewohner insgesamt notwendig ist, ist bereits ein fester Bestandteil des Diskurses zur Urbanität“;³⁶ las man in Zusammenhang mit einer Besprechung der 5. Internationalen Architektur Biennale in Rotterdam von 2012. Das Gewebe, an dem Frauen zu wesentlichen Teilen – und dies schon im 20. Jahrhundert – mitgesponnen haben, scheint heute zum *common sense* zu gehören und im Mainstream angekommen zu sein.

Konfrontation oder Koexistenz?

Während die zuvor beschriebenen Diskurse grundsätzlich chronologisch verortet sind, gibt es Fragen, die sich immer wieder von neuem stellen, also synchron angelegt sind. So macht sich beispielsweise Beate Schnitter, die sich schon zum Wohneigentum geäußert hatte,³⁷ in einem Aufsatz von 1986 Gedanken über die formale Einbindung von neuerer Architektur in bestehende ältere Ensembles (Anhang). Sie bemerkt: „Wir haben in den letzten 30 Jahren einen *neuen ‚Durchbruch‘* erlebt, der in der Quantität und in seinem industriellen Charakter alles bisher Erlebte bei weitem sprengt. Das Resultat ist ein grosses Unbehagen in der Bevölkerung gegenüber der ‚modernen Architektur.‘“³⁸

Sie steht damit in der Tradition etwa des Schweizer Architekten Rolf Keller, der 1974 das Pamphlet *Bauen als Umweltzerstörung* herausgegeben hat. Während der Architekt primär auf die maßstäbliche Unverhältnismäßigkeit neuer Eingriffe zielte, fokussierte Schnitter auf das harmonische Neben- und Miteinander verschiedener architektonischer Stile oder Formen – respektive auf dessen Fehlen. Entsprechend bezeichnete sie einen Hochhausturm in unmittelbarer Nachbarschaft zu zwei Monumentalbauten aus der Zeit um 1900 in einer mittelgroßen Schweizer Gemeinde wie Interlaken als „Konfrontationsarchitektur“.

Während Beate Schnitter oder Ursula Koch³⁹ für die Sichtbarkeit des Historischen neben dem Modernen votierten – und damit im Prinzip für eine wie auch immer geartete Koexistenz der Epochen und formalen Stile –, hatte demgegenüber etwa die Architektin Eva Auf der Maur 1959 für die Möglichkeit plädiert, einen Neubau in der Luzerner Altstadt vollends in der Formensprache des International Style zu errichten, ohne diesen dem umgebenden historischen Ensemble anpassen zu müssen.⁴⁰ In „Architektur im Laufgitter?“ – eine Anspielung auf Iris von Rotens feministische Streitschrift *Frauen im Laufgitter* (1958) – konterte der damalige Zürcher Denkmalpfleger Richard A. Wagner: „Auch die streitbare Eva singt dieses revolutionäre Lied in den höchsten Tönen, dass ein Neubau in der Altstadt umso



„Konfrontationsarchitektur“ in Interlaken

besser sei, je konsequenter jede Anlehnung an Bestehendes vermieden werde. [...] Aber wir können der mutigen Streiterin für das Moderne verzeihen, es geht ja schliesslich um die Wurst, nämlich darum, für ein Projekt aus der Küche ihres Ehegemahls einzutreten.“⁴¹

Gleichheit oder Differenz?

Womit die Forderung nach harmonischer Einbindung oder Koexistenz nicht ans Frausein geknüpft werden kann ... Vielmehr ist es eine Grundsatz- oder Haltungsfrage, die Architekten, Architektinnen sowie Historikerinnen und Historiker gleichermaßen beschäftigt und wozu sie sich positionieren müssen. Auch die Frage, ob Frauen anders bauen als ihre männlichen Kollegen, wurde und wird unterschiedlich beantwortet. Anlässlich einer Podiumsveranstaltung vom 8. März 2012 im Volkshaus Zürich, betitelt *Was machen Sie anders? Frauen in Architektur und Stadtplanung*, verneinte die Mehrheit der Befragten einen Unterschied zwischen den Geschlechtern bezüglich ihrer jeweiligen Entwurfs- und Bautätigkeit.

Gleichzeitig müssen wir wohl wieder lernen, die grundsätzlich existierenden Differenzen zwischen uns Menschen als Vielfalt zu verstehen. Wichtig ist, Orte, Menschen oder Dinge wegen ihrer Unterschiede nicht als besser oder schlechter zu bewerten, sondern als *gleichwertig* in ihrer Differenz zu erleben. Dies gilt auch bezüglich der Geschlechter. Frauen wollen gleichgestellt sein, wollen als gleichwertig wahrgenommen werden – nichtsdestotrotz sind Menschen, Männer wie Frauen, nicht alle gleich.

Fragt man abschließend also nach den Vorstellungen oder Vorbildern der erwähnten stadtplanenden Architektinnen, also danach, wie ihrer Meinung nach Städte ausgestaltet sein sollten – etwa volumetrisch, punkto Dichte, formal –, so ergeben die Beispiele erwartungsgemäß kein einheitliches Bild. Erneut soll die Referenz eines Gewebes herbeigezogen werden: Ihre städtebaulichen Beiträge bestehen aus sehr unterschiedlichen Fasern. Diese wiederum betreffen nicht nur das effektiv visuell Wirksame – Fassaden, Materialisierungen, allenfalls Ornamente, Plätze und Freiräume –, sondern es geht um Lebensbilder, Lebensvorstellungen, um die Lebensweise der Macher, Akteurinnen sowie der Nutzer und Nutzerinnen. Vielleicht liegt hierin mit ein Grund, weshalb viele der in der Architektur tätigen Frauen ihre Finger von großräumigen Planungen lassen und tendenziell näher am Alltag der Menschen bleiben ...

Vielfalt bedeutet (auch) Unordnung

Diese Frauen werden bei ihrer Arbeit wohl weniger von umfassenden, in sich „kohärenten“, wie auch immer gearteten absolutistisch geprägten Stadtvisionen geleitet. Vielmehr zielen viele ihrer Bemühungen auf eine egalitäre Vielfalt an toleranten Lebensvorstellungen und Realitäten, wobei sie selbstverständlich Zielvorstellungen,

wohin sich Städte entwickeln sollen, haben müssen. Wichtig ist weiter festzuhalten, dass hier keine „additive“ Vielfalt gemeint ist, sondern vielmehr eine „integrative“. Denn erhalten beispielsweise im Tiefbau Autos, Velos, Fußgänger und der öffentliche Verkehr je eigene Spuren, werden die Straßen immer breiter. Anstelle folglich den Verkehr additiv zu organisieren – Fahrbahn neben Buslinie neben Velostreifen neben Trottoir –, sind die zur Verfügung stehenden Flächen von den Verkehrsteilnehmern und Teilnehmerinnen gemeinsam zu nutzen, was Achtsamkeit und Rücksichtnahme erfordert. So hat etwa der Schweizer Heimatschutz 2012 mitunter deswegen der Berner Agglomerationsgemeinde Köniz den Wakkerpreis zugesprochen, weil sie eine Verkehrsplanung betreibt, die auf Koexistenz setzt.⁴² Konkret bewegen sich Fußgängerinnen, Autofahrerinnen und Velofahrerinnen auf derselben, breit angelegten Fahrbahn und müssen über Augenkontakt und Rücksichtnahme zusehen, dass sie nebeneinander oder nacheinander die Straße respektive den Ort passieren können.

Vielfalt und mit ihr Uneinheitlichkeit jedoch werden oft als unordentlich empfunden. Nun hat die Stadttheoretikerin Barbara Zibell – zwischen der Schweiz und Deutschland pendelnd und somit als auch in der Schweiz wirksame Stadtforschende einzustufen – ihre Dissertation zur Bedeutung und Wahrnehmung von Ordnung respektive Unordnung im Städtebau geschrieben. Dabei stellt sie fest: „Auffällig ist, dass die Begriffe im Laufe der Zeit von einer (positiven) Polarität einen Wandel zu einer (negativen) Polarisierung durchgemacht haben.“⁴³ Ordnung kann Übersicht, Klarheit und Orientierung bedeuten – andernfalls jedoch Starrheit oder Kontrolle. Unordnung demgegenüber kann Orientierungslosigkeit oder Verlorenheit sein, oder aber Freiraum – für Experimentelles – und Offenheit. Heute jedoch, wie Zibell fest-



Arteplage in Yverdon-les-Bains, Expo 02, Planer Mateja Vehovar und Stefan Jauslin

hält, wird im Städtebau versucht, Unordnungen aufzuräumen und Uneinheitlichkeiten zu klären – also Ordnung herzustellen.

Entgegen dem Bestreben, Ordnung zu schaffen, meint die englische Feministin und Stadtforscherin Elizabeth Wilson, dass Städte ihrem eigentlichen Wesen nach den dort lebenden Menschen Freiheiten gewähren sollten. Und Freiheiten führten zu Unübersichtlichkeiten, zuweilen zu Chaos, zu Unordnung: Schließlich haben frei lebende Menschen unterschiedliche Vorstellungen und verfolgen entsprechend unterschiedliche Ziele. Das bedeutet letztlich aber, so ist Wilson überzeugt, dass Städte die Vorherrschaft des Mannes bedrohen. „Denn in Städten lösen sich die Bande von Familie und Klan; es eröffnen sich wie von selbst Wege in die Freiheit.“⁴⁴ Schon die Partizipation von Frauen in öffentlichen Räumen der Städte, besonders aber ihr Mitwirken an den Nutzungsbestimmungen sowie der Ausgestaltung derselben schwächt die Vorstellung einer übergreifenden Ordnung und damit einer einheitlichen, für alle gültigen großen Erzählung.⁴⁵

Abschließend könnte man nun die Hypothese wagen, dass sich die Suche nach Ordnung heute schwergewichtig auf das Visuelle stützt. Ordnung oder Überblick sind oftmals männlich konnotierte Phänomene. Demgegenüber hat Uneinheitlichkeit, die sich aus dem Fehlen von sichtbarer Ordnung und prägnanten Stadtbildern ergibt, tendenziell labyrinthischen Charakter. In Labyrinth sind stärker andere Sinne denn das Auge gefragt: die Nase für Gerüche, das Ohr wegen der Klänge, Füße, die die Beschaffenheit des Bodens ertasten.⁴⁶ Auf der weiteren Suche nach Beiträgen von Frauen im Städtebau müsste in der Folge die Palette der stadtrelevanten Sinne und deren Einflüsse auf die Stadtgestaltung erweitert werden, wie das Beispiel der Arteplage Yverdon anlässlich der Schweizer Expo 02 von Mateja Vehovar und Stefan Jauslin exemplarisch zeigt. Nebel schwächte dort die Orientierung über das Auge – der Klang von Stimmen oder Gerüche nahmen an Bedeutung zu, um sich in der Umgebung zurechtzufinden. Doch das wäre wohl Thema eines nächsten Textes ...

- 1 Vgl. Joni Saeger, *Der Fischer Frauen-Atlas. Daten, Fakten, Information*, Frankfurt am Main: Fischer, 1998, S. 76.
- 2 Herausgeber des Sammelbandes sind Franz Oswald und Nicola Schüller, mit Beiträgen von Peter Baccini, Kurt W. Forster, Dieter Läßle, Adam Mazor, Adrian Meyer, Franz Oswald, Nicola Schüller, Rolf Peter Sieferle, Thomas Sieverts und Peter Zlonicky.
- 3 Angelus Eisinger, *Städte bauen. Städtebau und Stadtentwicklung in der Schweiz 1940–1970*, Zürich: gta Verlag, 2004.
- 4 Vittorio Magnago Lampugnani, Thomas Kai Keller und Benjamin Buser (Hrsg.), *Städtische Dichte*, Zürich: NZZ Libro, 2007.
- 5 David Frey, *Dezentrale Besiedlung. Raumplanerische Leitvorstellung oder politisches Wunschbild?*, Diplomarbeit Universität Zürich, 2008.
- 6 Monika Imboden und Franziska Meister, „Weibliche Identitätsbildung im öffentlichen Raum“, in: *Schweizer Ingenieur + Architekt*, Nr. 13, 2000, S. 293–296, Zit. 293.
- 7 Hans Bernoulli, „Die Bauten der Saffa“, in: *Das Werk*, Bd. 15, Nr. 8, 1928, S. 232.

- 8 Annemarie Hubacher-Constam, „Saffa 1958 in Zürich. 2. Ausstellung ‚Die Schweizerfrau, ihr Leben, ihre Arbeit‘“, in: *Das Werk*, Bd. 45, Nr. 10, 1958, S. 354. Vgl. hierzu auch Karin Dangel, „Saffa 1958. Expo 2001. Ausstellungsarchitektur einst und heute“, in: *Schweizer Ingenieur + Architekt*, Nr. 46, 1997, S. 940–946.
- 9 Vgl. Sylvia Claus, Dorothee Huber und Beate Schnitter (Hrsg.), *Lux Guyer, 1894–1955, Architektin*, Zürich: gta Verlag, 2009. Vgl. zu Guyer weiter, bzw. zu den ersten Architektinnen der Schweiz generell Evelyne Lang, *Les premières femmes architectes de Suisse*, Diss. EPF Lausanne, 1992.
- 10 Elga Kern (Hrsg.), *Führende Frauen Europas. In fünfundzwanzig Selbstschilderungen*, neue Folge, München: Reinhardt, 1930, zit. nach Sonia Ricon Baldessarini, *Wie Frauen bauen. Architektinnen von Julia Morgan bis Zaha Hadid*, Berlin: Aviva, 2001, S. 81.
- 11 Sibylle Hamann, „Gewohnt weiblich. Frauenwohnprojekt des Vereins ‚ro*sa‘ in Wien“, in: *NiVo. Journal für Architektur und Faserzement*, Nr. 1, 2012, S. 44–51.
- 12 Projekt für Kleinwohnungen „Mutter und Kind“, Zürich, in: *Das Werk*, Jg. 37, Nr. 11, 1950, S. 340.
- 13 Ulla Terlingen und Susanna von Oertzen, *Die Wohnungsfrage ist Frauensache! Frauenbewegung und Wohnreform 1870 bis 1933*, Berlin: Reimer, 2006.
- 14 Berta Rahm, „Wohnmöglichkeiten für Alleinstehende“, in: *Das Werk*, Jg. 37, Nr. 11, 1950, S. 325–326.
- 15 Vgl. Beate Schnitter, „Probleme und Möglichkeiten des Wohneigentums“, in: *Das Werk*, Jg. 46, Nr. 9, 1959, S. 326–327.
- 16 Vgl. Dolores Hayden, *The Power of Place. Urban Landscape as Public History*, Cambridge: The MIT Press, 1995.
- 17 Willi Hüsler, „Planungsbetroffene ohne Lobby – Ansatzpunkte für eine ‚Weibliche Planung‘“, in: Lydia Buchmüller und Barbara Zibell (Hrsg.), *Weibliche und männliche Aspekte in der Stadtplanung*, Zürich: vdf Hochschulverlag, 1993, S. 78.
- 18 Vgl. hierzu u. a. Bettina Fredrich, *Verorten. Verkörpern. Verunsichern. Eine Geschlechtergeografie der Schweizer Sicherheits- und Friedenspolitik*, Bielefeld: Transcript, 2012.
- 19 Vgl. „Vorwort“, in: Frauenlobby Städtebau (Hrsg.), *Frau. Stadt. Angst. Raum. Wie frei bewegen sich Zürichs Frauen in Ihrer Stadt? Eine Studie über drei Stadtquartiere Wiedlikon, Riesbach und die Grünau*, Zürich: Frauenlobby, 1993, S. 5.
- 20 Vgl. www.abap.ch.
- 21 P.A.F. Regionalgruppe Bern (Projektleiterin Gisela Vollmer), *Projekt zur Mobilität von Frauen in Agglomerationsgemeinden. Frauenwege in Zollikofen*, Arbeitsdokumentation, Januar 1999.
- 22 Vgl. Kerstin Siemonsen und Gabriele Zauke, *Sicherheit im öffentlichen Raum. Städtebauliche und planerische Massnahmen zur Verminderung von Gewalt*, Zürich: Edition Ebersbach im eFeF-Verlag, 1991.
- 23 Vgl. Susanne Fischer, *Der öffentliche Raum in Basel, auch für Frauen? Ergebnisse einer Umfrage zur Sicherheit auf Basels Strassen*, Basel: Gleichstellungsbüro Basel-Stadt, 1995.
- 24 Vgl. Frauenlobby Städtebau 1993 (wie Anm. 19).
- 25 Agnes von Wyl, Anna Münger, Anne-Louise Huber, Barbara Hofmann, Bettina Burkhardt, Carola Reetz, Esther de Boer, Katrin Hürzeler, Monika Saxer und Priska Ammann.
- 26 Vgl. www.paf-schweiz.ch (20.4.2012).
- 27 Vgl. Irma Noseda (Hrsg.), *Bauen an Zürich*, Zürich: Bauamt 2 der Stadt Zürich, 1992.
- 28 ETH Zurich, Natural and Social Science Interface, Statements on ETH-UNS Case Studies, CS 1996, „Zentrum Zürich Nord. Stadt im Umbruch“, vgl. www.uns.ethz.ch/translab/statements/cs96 (21.4.2012).

- 29 Ursula Koch, „Es gibt nichts Gutes, ausser man tut es“, in: *50 Jahre Auszeichnungen für gute Bauten in den Stadt Zürich*, hrsg. von Bauamt 2 der Stadt Zürich und art-ig Büro für Kunstgeschichte, Zürich: gta Verlag, 1995, S. 7.
- 30 Vgl. Regula Lüscher, „Der Vorwurf des Klüngels ist absurd“, in: *Tagesspiegel*, 7.4.2011, vgl. auch www.tagesspiegel.de/berlin/regula-luescher-der-vorwurf-des-kluegels-ist-absurd/4032696.html (24.4.2012).
- 31 Vgl. Ariane Widmer Pham, „Die Entwicklung des Lausanner Westens“, in: *Anthos*, Nr. 4, 2007, S. 15–19.
- 32 Vgl. „Die bisherigen Wakkerpreise, 2011. L'Ouest lausannois“ auf der Homepage des *Schweizer Heimatschutzes*, www.heimatschutz.ch/index.php?id=1041 (24.4.2012).
- 33 Zwei weitere als leitende Planerinnen in der Verwaltung tätige, studierte Architektinnen sind Helen Bisang, Leiterin des Stadtplanungsamts der Stadt St. Gallen (seit 1.11.2008) und Katharina Dobler, seit Anfang 2011 Berner Kantonsplanerin.
- 34 Vgl. Barbara Zibell und Anke Schröder, *Frauen mischen mit. Qualitätskriterien für die Stadt- und Bauleitplanung*, Frankfurt am Main: Peter Lang, 2007, S. 48–49.
- 35 Vgl. ebd., S. 71–72.
- 36 Jörg Himmelreich, „Badenerstrasse als Broadway“, in: *Hochparterre online*, www.hochparterre.ch/nachrichten/planung-staedtebau//post/detail/badenerstrasse-als-broadway (24.4.2012).
- 37 Vgl. Schnitter 1959 (wie Anm. 15).
- 38 Beate Schnitter, „Heimatschutz und Architektur“, in: *Heimatschutz*, Bd. 81, Nr. 1, 1986, S. 3–5, Zit. S. 4.
- 39 Vgl. Koch 1995 (wie Anm. 29), S. 10.
- 40 Vgl. Eva Auf der Maur, „Architektur in der Altstadt“, in: *Schweizerische Bauzeitung*, Bd. 77, Nr. 8, 1959, S. 797–800.
- 41 Richard A. Wagner, „Architektur im Laufgitter?“, in: *Schweizerische Bauzeitung*, Bd. 78, Nr. 2, 1960, S. 20–21.
- 42 Vgl. „Wakkerpreis 2012 an Köniz (BE)“, auf der Homepage des *Schweizer Heimatschutzes*, <http://www.heimatschutz.ch/index.php?id=694> (3.12.2012).
- 43 Barbara Zibell, *Chaos als Ordnungsprinzip im Städtebau. Ansätze zu einem neuen Planungsverständnis*, Zürich: vdf Hochschulverlag, 1994, S. 7.
- 44 Elizabeth Wilson, *Begegnung mit der Sphinx. Stadtleben, Chaos und Frauen*, Basel: Birkhäuser, 1993, S. 25.
- 45 Auch Susanne Frank beispielsweise zeigt, dass Stadtplanung mit Geschlechterbeziehungen zu tun hat, vgl. Susanne Frank, *Stadtplanung im Geschlechterkampf. Stadt und Geschlecht in der Großstadtentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts*, Opladen: Leske + Budrich, 2003.
- 46 Vgl. hierzu auch Inge Beckel, „Von Wahrzeichen, Gittern und Labyrinth. Über Sinnlichkeit im Städtebau“, in: Inge Beckel und Gisela Vollmer (Hrsg.), *Terraingewinn. Aspekte zum Schaffen von Schweizer Architektinnen von der Saffa 1928 bis 2003*, Bern, Wettingen: eFeF-Verlag, 2004, S. 80–89.